

Erzgebirgische Heimatblätter

Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Nr. 31. — Sonntag, den 27. Juli 1930.

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Buchholz i. Sa., Karlsbader Straße 21. — Fernruf 3242 und 3243.

Der große Brand von Annaberg Anno 1604.

Von Oswald Rathmann, Delitzsch.

David Spilner war ein Feinschmecker. Wenn seine Trude gut gekocht hatte, war jedesmal die glänzendste Laune bei ihm zu Gast, o wie dann die Arbeit vonstatten ging, wie flink sich die Mädchen drehten, die er in die Chronometer einzusetzen hatte, wie das tickte und taktte an den Wänden u. auf dem Arbeitstische. Wehe aber, wenn er etwas vorgelegt erhielt, was dem braven Uhrmacher zuwider war. Dann hatte er seinen grandigen Tag. Schmeckte das Essen nicht, dann ging's auch mit dem Schaffen nicht vorwärts, dann ging er schon lieber zum Annenwirt zum Rosent, allwo er immer lustige und fidele Saufgenossen zu finden wußte. Davon hatte seine Frau wohl Kenntnis und deshalb gab sie sich auch alle erdenkliche Mühe, den Magenansprüchen ihres Eheliebsten gerecht zu werden. Heute nun war ein ganz besonderer Tag. Die ganze Wolkensteiner Gasse durchdrang der Geruch vom Braten und Backen. David hatte Geburtstag. Wahrlich ein Grund, wieder einmal recht ergiebig und gut zu essen. Trotz der Erwartung des kommenden, gewiß sehr schmackhaften Dinners war es dem Uhrmacher ungemütlich zu Mute. „Weiß Gott, was das ist, Trude, mir ist's allweil, als wenn noch was geschehen tät heut', irgendwas Dummes, oder ein Unglück gar, hab' schon so schlecht geträumt die Nacht!“ „Weil dich überfressen hast gestern zu Abend“, lachte die Spilnerin gut mütig, „was soll's sonst sein weiter, so ruhige Zeiten denn ihund war'n nimmer im Land, die Ernt' gut, das Geschäft floriert, möcht' wissen, was du wohl zu klagen hast.“

Klopfte da gerade die Ruhme Bertholdin ans Fenster und unterbrach so den kleinen Ehezwist, der gewiß bald stärkere Formen angenommen hätte. Raus war die Frau, wifsbegierig ob der Zeitung, welche die Ruhme brachte. „Ja, die Weiber, immer bloß tratschen, klatschen und reden, und wir sind nachens schuld, wenns die Schnauze nit hab'n halten können!“ David beugte sich über eine Nürnberger Taschenuhr, ein unverschämtes großes und gewichtiges Ding, und hing seinen Gedanken nach. Seine Trude aber ließ sich vor der Tür von der Ruhme gar ausführlich erzählen, wie die Melkerin von ihrem Manne verdroschen worden; indes in der Küche des Spilnerschen Hauses sich das Unglück vorbereitete, das so schweres Leid über Annaberg bringen sollte.

„Jesses, mei' Butter kocht ein!“ Erschrocken fiel die Spilnerin der Ruhme in's Wort, ließ diese sehr verduht stehen und rannte zur Küche, wo auf dem Herd eine Pfanne mit ausgelassener Butter brodelte und infolge der Hitze schon recht brenzlich roch. „Jesses, mei' Butter!“ wiederholte die bewegliche Frau ihre Worte, nahm einen Wasserkrug und goß, schwapp, schwapp, kaltes, klares Bergwasser auf die zischende Butter.

Hui, fuhr da eine Feuergarbe jäh empor, ergriff mit rasender Schnelligkeit die zum Trocknen über dem Herd aufgehängten Kleidungsstücke und pflanzte sich in erschrecklicher Geschwindigkeit fort, die Küche mit Qualm und Rauch erfüllend. An eine Rettung der Kleider war nicht mehr zu denken, einzig und allein den seit Jahren leerstehenden Vogelbauer ergriff die bestürzte Frau und rannte damit, laut schreiend, auf die Gasse. Flammen schlugen empor, der Uhrmacher kam mit knapper Not noch davon und wurde Zeuge, wie die gierigen Lohen zum Nachbarhause züngelten und auch dieses zu belecken begannen. Eine Panik ergriff die Leute, anstatt helfend und löschend einzuspringen, standen sie bestürzt und untätig da und ließen das Feuer sein grausiges Spiel treiben.

Kam da just ein leichtes Windchen die Wolkensteiner Gasse entlang gestrichen, nahm die Glut auf und trug einige winzige Fünkchen hoch empor in die Luft, um sie an geeigneter Stelle wieder fallen zu lassen und gab so dem Brande immer mehr Raum.

Der Türmer auf „Sankt Annen“ war in arger Not. Wohin immer er blickte sah er ein einziges Flammenmeer. Keiner achtete seines Signales, alle hatten vollauf mit sich zu tun, mit Ketten der kleinen Habseligkeiten und des eigenen Lebens. Wenn das so weiter ging, war er samt seinen Besitztümern verloren. Ketten, retten; und eilig bündelte er all sein ihm lieb und vertraut gewordenes Gut,

um es an langem Stricke zur Erde hinabzulassen, wo sich dann schon hilfsbereite Menschen finden würden, es in Sicherheit zu bringen. Zweimal gelang es dem verängstigten Manne, das Tau herabzulassen und wieder hochzuwinden, der dritte Balen war hinab, nun galt es nur noch, selbst heil davonzukommen, und viele Stufen auf einmal nehmend, mehr stürzend als laufend, gelang es ihm auch, die Straße zu erreichen. An ein Aufatmen war hier nicht zu denken. Mensch stürmten schreiend



Der evang.-luth. Jünglingsverein zu Buchholz am Völkerschlacht-Denkmal in Leipzig.

Alljährlich unternimmt der ev.-luth. Jünglingsverein zu Buchholz eine größere Reise in die weite Welt, um den Gesichtskreis der Mitglieder zu erweitern. Die Kosten werden fast ausschließlich aus der Vereinskasse, aus Spenden und aus den Erträge der Weihnachtsaufführung bestritten. Dieses Jahr war, wie die „D. Z.“ bereits in einem eingehenden Artikel meldete, das Ziel am 21. und 22. Juni Leipzig, die Handels- und Verkehrsstadt. Auf beigefügtem Bilde sieht man die 34 Teilnehmer vor dem Völkerschlacht-Denkmal in Leipzig.

und heftig gestikulierend an ihm vorbei, rissen ihn mit fort, irgendwohin, wo alle Not, aller Schreck ein Ende haben sollte. Das Seil, durchzuckte ihn noch ein letzter Gedanke, dann nahm ihn eine befänstigende Ohnmacht in Bann.

Seht, da war ein kleines, fürwiziges Flämmchen, das züngelte zu dem im Winde hin und her baumelnden Tau, schlängelte sich vergnüglich daran empor und machte das Seil zu einer brennenden Lunte. Zu spät war es, als man mit Erschrecken gewahr wurde, daß nun auch das liebe Gotteshaus ein Opfer der gierigen Flammen werden sollte. Denn schon hatte das Feuer den Turm erobert und wie ein Fanal leuchtete er in die Mittagsglut, unheimlich und schwer.

Andere Feuergarben hatten die Schragen erreicht, kletterten darüber hinweg und nahmen das Hospital, das Beinhaus und die Vogelftange als willkommenen Fraß auf.

Im Stadttinnern war fast kein Haus mehr, das nicht von dem verheerenden Feuer angegriffen worden war, mit furchtbaren Krachen stürzte der brennende Turm aufs Kirchendach und gab den Flammen den Weg frei zum Inneren des Gotteshauses. Nicht nur Gebäude und Stallungen, auch viele wertvolle Menschenleben fielen dem großen Brande zum Opfer, gar nicht zu zählen die Menge an Vieh und Waren.

Der Schreckenstag des 27. April wich einem sonnendurchglänzten Frühlingstage, der das Elend und die verheerende Wirkung des entfesselten Elementes erst recht offenbar werden ließ. Von allen geschädigten, um Haus und Heimat gekommenen Annaberger Bürgern kam am allerschlechtesten der Türmer weg, der ob seiner Unachtsamkeit auf das Seil den Brand der Kirche verschuldet haben sollte; er wurde darum am 26. Juni zur Staupe geschlagen.

Verhältnisse in Jöhstadt vor mehr als 100 Jahren

Von Dr. M — r.

Im Jahre 1817, also kurze Zeit nach den Befreiungskriegen, veröffentlichte ein gewisser Schumann ein Verikon von Sachsen. Dieses Buch enthält in anschaulicher Form alles Wissenswerte über das Sachsenland. In seiner Art stellte es für die damalige Zeit eine Neuheit dar und erregte weit und breit großes Aufsehen. Schumann behandelte in seinem Werke auch das Obererzgebirge und vergaß dabei natürlich nicht Jöhstadt, das reizvoll gelegene Städtchen hart an der böhmischen Grenze. Hören wir nun, was er über Jöhstadt schreibt:

„Die heutige Hauptnahrung der Stadt fließt aus dem Spizentloppeln, dem Bandweber, den Handwerken, dem Handel mit Spizen, Ollitäten, Medizin, Kräutern, Eisenwaren, dem Feldebau, der Viehzucht usw. Jährlich werden etwa 2000 Stück Spizen und 1600 Stück Band geliefert. Man fabriziert Eisenartikel und unterhält

18 Brannntweinbrennereien,

die starken Vertrieb nach Böhmen haben. Es gibt hier über 100 Landreisende oder Ollitätenkrämer. Hier ist die Bevölkerung im Verhältnis zur Rauheit der Gegend außerordentlich groß.

Drei bis vier Familien, jede mit einer Herde Kinder, wohnen nicht selten zusammen in einer Stube

und geben gemeinschaftlich den Zins, der für jede wöchentlich 1 oder 1½ Groschen beträgt, wofür der Wirt aber überdies das Heizen besorgt. Wer den Zins nicht bar zahlen will, muß ihn durch Holzlefen und ähnliche Hilfsdienste abarbeiten.

Erdäpfel und Kaffee sind die täglichen Delikatessen des Mittagstisches.

Jede Familie hat ihr besonderes Plätzchen und, wenn der Raum es erlaubt, auch am Herde. Außerdem muß mit der Zubereitung der Speisen eins auf das andere warten.“

Hiermit schließt die kurze, aber eindrucksvolle Schilderung der damaligen Verhältnisse in Jöhstadt. Man ersieht aus ihr, daß zu jener Zeit in manchen Teilen der Bevölkerung eine erschreckende Not herrschte. Sie war zweifellos noch die Folge der Napoleonischen Kriege, die auch über Jöhstadt ihre trüben Schatten warfen. Sie brachten Teuerung, Hungersnot und an-

steckende Krankheiten. Es „herrschet“, so heißt es in der Denkschrift, die 1811 in den Turmknopf der St. Salvatorkirche niedergelegt wurde, „eine empfindliche und außerordentliche Mangellosigkeit, indem durch den unglücklichen Krieg zwischen England und Frankreich alles Kommerzium (Handeln) gehemmt und die Kräfte der Unterthanen durch unaufhörliche Kriegskontributionen und Abgaben aller Art erschöpft sind.“ In den folgenden Jahren hatte Jöhstadt wiederholt unter der Einquartierung österreichischer, preußischer und russischer Truppen zu leiden. Diese verzehrten nicht nur den größten Teil der ohnehin schon so knappen Vorräte an Nahrungsmitteln, sondern schleppten in das Städtlein auch ansteckende Krankheiten ein, namentlich das Nervenfieber, das in Jöhstadt in den Jahren 1813 — 1815 arg hauste.

So war die Lage, wohl für die Mehrzahl der Jöhstädter, recht traurig und drückend. Sie halfen sich aber, so gut es ging, um für sich und ihre Familien Nahrung zu verschaffen. Man kann es verstehen, daß sie in ihrer Not oft Wege gingen, die nicht so ganz in der Ordnung waren und von dem Verfasser des Verikons über Sachsen nicht erwähnt werden konnten, wenn er überhaupt davon wußte. Die Jöhstädter trieben nämlich, ich will es nicht verschweigen, einen ausgedehnten

Paschhandel.

Dieser wurde durch die Nähe der Grenze, durch die großen bis an die Stadt heranreichenden Wälder und durch eine damals anscheinend recht nachsichtig gehandhabte Grenzkontrolle sehr begünstigt. Ohne zu übertreiben, kann man fast sagen, daß die Pascherei geradezu für viele Einwohner ein Beruf, ein Gewerbe war. Man hatte allerlei Einrichtungen getroffen, um den Paschhandel im großen Maßstab durchzuführen. Es wird erzählt, daß für ihn „eigene Warenhäuser“ bestanden, „in denen die Pascher Kaffee, Tabak und andere Waren einkauften und in große Päckte und Huden packten, die sie dann bei Nachtzeit — über die Grenze schmuggelten.“ Später hat jedoch dieser Paschhandel, durch schärfere Gesetze und Bestimmungen gehemmt, etwa seit Anfang der dreißiger Jahre vorigen Jahrhunderts gänzlich aufhören müssen, was vom Standpunkt der Moral nur zu begrüßen war, für viele Einwohner aber ein Verfielen ihrer Einnahmequelle bedeutete. Manchem mag der Paschhandel einträglichen Verdienst verschafft haben. Im allgemeinen aber muß er doch nicht so gewinnbringend gewesen sein, sonst wären nicht solche Verhältnisse denkbar, wie sie uns Schumann vorhin geschildert hatte. Insbesondere wäre nicht eine im Vergleich zu der Einwohnerzahl des Städtchens, die damals nicht viel über 1300 betrug, sehr erhebliche Zahl von Personen gezwungen gewesen, auf den mühsamen und beschwerlichen

Hausierhandel

zu gehen. Schumann hat diesen nur gestreift, obgleich er damals für Jöhstadt von hervorragender Bedeutung war, weshalb eine nähere Beschreibung am Platze sein dürfte. „Man haute und sammelte ehemals hier allerlei

Arzneikräuter“,

so beginnt ein älterer Bericht hierüber, „aus denen in besonderen Destillationsanstalten allerlei Tinkturen, Essenzen, Liköre und Pillen gegen die Gebreite von Menschen und Vieh bereitet wurden. Ein Denkmal dieser Arzneibereitung hat sich lange erhalten, das sogenannte

Laborantenhaus,

das mitten auf dem Markte stand und erst bei dem Brande von 1848 vernichtet wurde. Mit diesen Ollitäten — später kamen dazu noch Spizen, Eisen- und Nadler-, Kurz- und Galanteriewaren, Wäsche-, Fuß-, Gold- und Schmucksachen — zogen jährlich Hunderte von sogenannten Landreisenden hausierend in Sachsen und Preußen von Ort zu Ort. Manche gingen noch viel weiter, nach Polen, Schweden und

sogar bis in die Türkei

Erst zum Winter, manchmal sogar erst nach mehreren Jahren, kehrten sie wieder heim, den durch Handel auswärts erworbenen Verdienst in der Heimat zu verzehren. Da in den Laborantenhäusern auch Brannntwein gebrannt und abgezogen wurde, so wurde auch damit ein starker Handel, besonders ins Böhmerland hinein, getrieben. — Die Waren wurden in

eigens dazu eingerichtete Tragkästen fein säuberlich fächerweise verteilt und verpackt, und dann ging es, freilich unter viel Mühe und Schweiß, mit dem „Kesse“ von Haus zu Haus, von Ort zu Ort.“

Wie haben sich doch inzwischen die Zeiten geändert. Der beschwerliche, in den meisten Fällen nur kärglichen Verdienst einbringende Hausierhandel, der so viele Einwohner nötigte, ihre ihnen so ans Herz gewachsene Heimat zu verlassen und in weiter Fremde unter vielen Entbehrungen umherzuziehen, schief allmählich ein. Es entwickelte sich im Laufe der Jahrzehnte eine reich gegliederte, bedeutende Industrie, die den Einwohnern auskömmlichen Verdienst gewährt, sodaß sie nicht mehr in der Fremde ihr Brot zu suchen brauchen. Die Lebenshaltung ist in allen Schichten der Bevölkerung breiter und behaglicher geworden. Derart traurige Wohnverhältnisse, wie sie nach der Schilderung Schumanns vor hundert Jahren bestanden, haben Gott sei Dank aufgehört. Mögen auch der Weltkrieg und die unselige Inflationszeit hemmend und drückend gewirkt haben, die allzeit rührigen und tatkräftigen Bewohner Jöhstads bemühen sich nicht nur mit Erfolg, das Verlorene zurückzugewinnen, sondern streben sogar mit vorbildlichem Eifer nach Erweiterung und Vervollkommen des bereits Geschaffenen.

Nooch'n Feierabend



Dr verunglückte Papp!

Dr alte Lautner-Papp, im ganzen Dorf ner als „Papp“ bekannt, war e klenns Männel mit en tüchting Vollbart, dar in de gunge Gahrn Zieglmeister un in ältern Tong Compenhändler war. Er nohm ober alles miet, wu nār e paar Pfeng ze verdiente warn. Mit Uhrn hanneln, wor aa sei Spezialität, un wenn de ne fregetst, wos ar für su ener alten Runkunkel hobn wellt, saht er allemol: „3 Mant“. Er sprach nämlich e bissel grußartig, un dos ließ er sich aa nett namme. Kimmel un Korn, dos wor su sei Spezialgetränke, denn früher mocht er sich an dos Zeig als Zieglmeister gewohnt hoben, er menet aa, daß mer do gut is Wasser lassen künnt. Er wor nu enes Togs mit fänn Handwogn unnerwags, im Lumpen eizekasn, un jeder hub'n de paar alten Fäzen auf, denn ne Papp konnt jeder gut leiden. Senn Wog'n hatt er vollgewürgt, un nu gings ne Dorf runner. Eigekehrt mocht er aa schie paarmol sei, denn es ging öfters mol rüber un nüber. Es ugeliß will's, doß in dann Dorf e Bach runnerläßt, un der alte Papp mit seiner Gette nu dingrunner fährt. Er kimmt e bissel ins Wackeln, es mußt dar viele Kimmel machen; off emol war mei Papp mit senn Handwogn in Bach. Naß bis an de Knie, un dr schwere Wogn mit drinne. Angst war 'ne im sei Labn un frisch fing er aa zu schreie: „Verdammig, Gette, zieh' mich aus'n Bach, ich muß sonst ersaufen.“ Se hot's nu aa gemacht, denn se konnt nett zusahe, wie nu ihr alter Ernst hier drinne imkumme fullt. Ohnds ging mei Ernst wieder in der Kneip, denn wenn er e paar Mark verdient hatt', konnt' er sich aa wos leisten. Do gings nu lustig har, un der Papp war tee Spaßverdärber. En Hausen Resende warn do, un jeder kafet den alten Mah en Kimmel. Es dauerte nett lang, war mei Ernst su fett, doß er alles mitmachet. Wie die neimodischen Resenden sogn, daß mei Ernst vull war, wurne in dan lange Vollbart Fadern neigesteckt un es Gesicht su richtig voll Ruß geschmiert. Er sog aus wie e Teifel. Su ging er hem. Alle hobn gelacht. Wie der Ernst hemkam, is ne doch die Lieb akomme; er nohm sei Gette beim Kup, un wie er früh aufwachet, maanet de Gette: „Nu, du Schweinigel, wie siehste de aus? Du Drack-

luder, wie e Teifel.“ Dar Ernst behauptet sei Ruh' un saht: „Guck Du nār in Spiegel.“ Dr Gette ihre schinn Ueberzig warn natirlich alle verfaul. W. L.

De hast schie nacht!

(Nachdruck verboten.)

Wuhie mr heit kimmt — wos mr trebbt in dar Walt,
do dreht siech halt alles bluß ums liebe Gald.
Un fängt mr wos aa — un tut mr wos woong,
su bal mr faa Gald hot, do is mr derfchloong.
A zeitlang do gieht's — do kimmt mr miet dorch,
obr noocherts do nimmt a End dos Geborg;
wuhie mr dann gukt, is nisch wie Lumperei —
„Nu, dos faa doch sei — nu, dos faa doch sei!“

De Heirat war finstn su richtig an dr Zeit;
ob reich odr arm — es wur' ahm gefreit!
Su ne hochzig ging lang — se war aah nacht schie,
a Gahr drauf, schu kunnt mr Gevatter miet stieh.
Sitte Zeit war'n gelicklich — se war'n siech halt gut
un hiehltn zesamme in Sorg un in Rut.
Wu blieb dā a Mensch do noch ledig un frei? —
„Nu, dos faa doch sei — nu, dos faa doch sei!“

De Heisla war'n domols in Gebärg alle flaa;
trot aaner off ne Stuhl, kunnt'r alls übersah'.
Born, do ging mr nei, un hintn ging mr naus —
a Stub un a Kammer, a Raß un a Maus.
Heit is dos Ding andersch, un kimmste wuhie,
do siehst de Gebeidr, wie de Schlösser, dostieh'.
Doch drinne findt kaaner siech aus odr ei —
„Nu, dos faa doch sei — nu, dos faa doch sei!“

Zug a Fremder ins Dorf — a battelarmen Maa —
dar sung, wenn'r flug war, en'n klann Handelsfram aa,
luff naus mitn Korb, mitn Kasten, mitn Woong,
hot mannichs Schock Gröschla dann hamwärts getroong.
Weit naus ging de Raß — in de Stadt un ins Land —
zenstrüm war dar gebärg'sche Handelsmaa bekannt.
Dar hatte faa Rut net — 's war Gald do wie Hei —
„Nu, dos faa doch sei — nu, dos faa doch sei!“

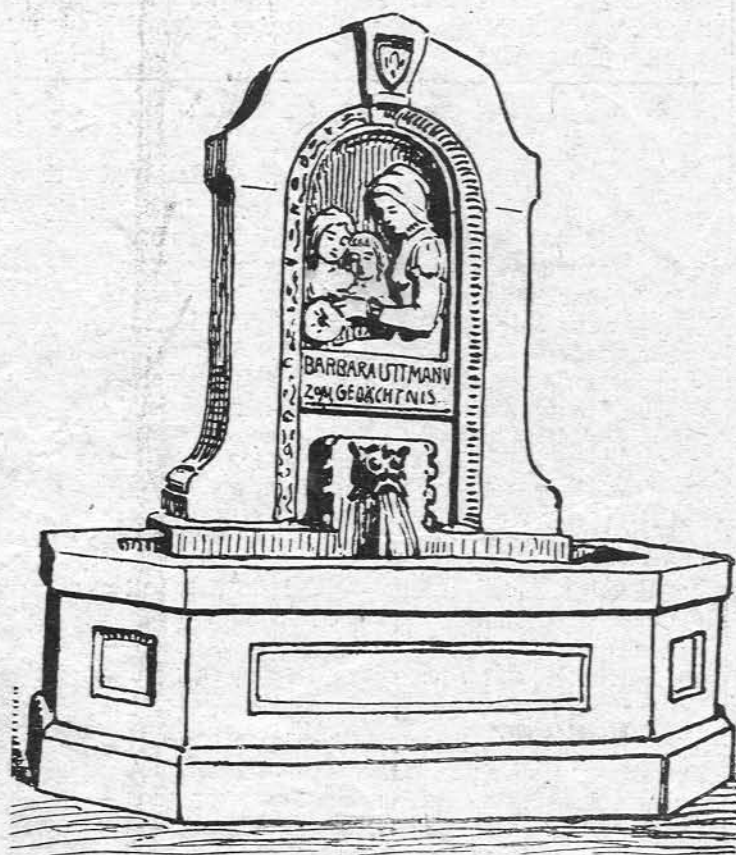
An's Laam do hot faa Mensch grüße Absprüch' gestellt.
Jeds Fast wur' gefeiert, su, wies nu ahm fällt.
Zug obr ins Staaßl dr Gahrmarkt mol ei,
do war'n alle Zeit wie dr Blich fix derbei.
Allsamm, wos nār Baa hatt', dos loff risch anzu
un machit sei Laam siech nacht lecht un nacht fruh.
Geflescht wurde net, es gob bluß Luderei —
„Nu, dos faa doch sei — nu, dos faa doch sei!“

Ja, 's Laam hot sei Wendung, es is fix verslung;
's sei jeden, dan mr harnimmt, seine Grenzen gezung,
Drim muß mr siech feetern — mr waß net, wie's kimmt,
un ob net 's bißl Laam fix a End amol nimmt.
Nu is haltig 's Beste, mr macht siech sei Fräd,
un fregt net, wie gruß — wie lang un wie bräät;
do kimmt mr an schinften ins liebe Alter nei —
„Nu, dos faa doch sei — nu, dos faa doch sei!“

Bernh. Brückner, Leipzig.

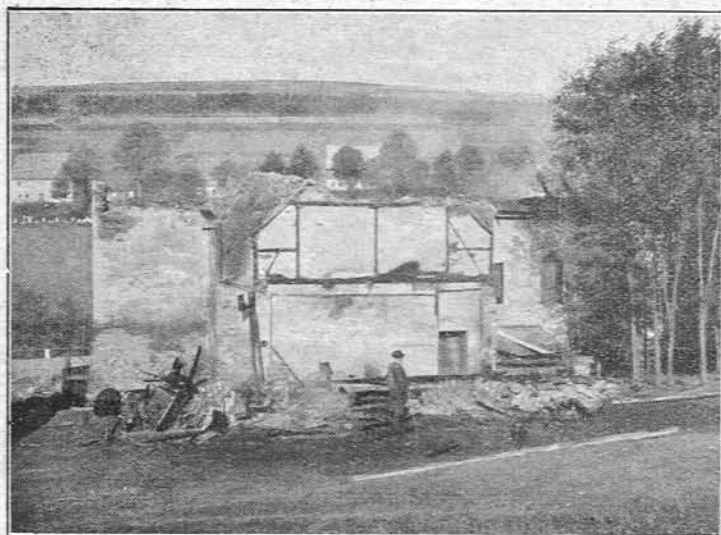


Bilder aus der Heimat.



20 Jahre Barbara-Uttmann-Denkmal in Elsterlein.

Wie die „D. Z.“ bereits mitteilte, sind 2 Jahrzehnte verflossen, seit (in diesen Tagen) das bekannte Barbara-Uttmann-Denkmal in Elsterlein geweiht wurde. Das Monument, das unsere Leser obenstehend abgebildet sehen, ist ein Werk des Bildhauers Pfeifer in Dresden. Es erzählt für alle Zeiten von dem Segen, der ausging von Barbara Uttmann, die die Klöppelkunst im Erzgebirge einführte.



Das Großfeuer in Niederschlag.

Im Gasthose „Zum Bären“ in Niederschlag brach, wie gemeldet, in der Scheune aus bisher unbekannten Gründen Feuer aus, das rasch auf das Wohn- und Gasthofsgebäude übergriff. Trotzdem die Wehr sofort zur Stelle war, tatkräftig das Feuer bekämpfte, verhinderte die schnelle Ausbreitung desselben, den Hauptteil des Gebäudes zu retten. Es gingen Wehrmänner von dies- und jenseits der Grenze ans Rettungswerk. Unter Einsatz von acht Schlauchleitungen wurde die Macht des Feuers gebrochen. Leider ist das gesamte Anwesen hauptsächlich durch die riesigen Wassermengen als vernichtet zu betrachten. — Unser Bild zeigt die Brandruinen.

Von Cranzahl nach Zwönitz.

Pfarrer Krug-Cranzahl Nachfolger des Herrn Pfarrer Lösscher in Zwönitz.

Der hochverdiente, weithin bekannte langjährige 1. Vorsitzende des Erzgebirgs-Hauptvereins, Herr Pfarrer Lösscher in Zwönitz hat, wie gemeldet, sein geistliches Amt in Rücksicht auf sein Alter niedergelegt und ist in den Ruhestand getreten. Zu seinem Nachfolger hat man einhellig, und zwar ohne eine Probepredigt zu hören, in erhebendem Vertrauen Herrn Pfarrer Krug gewählt, der bisher in Cranzahl amtierte. Schweren Herzens scheidet man den lieben Seelenhirten von dort scheiden. Ist er doch ein Geistlicher, der so recht nach dem Herzen des ganzen Volkes seines Amtes zu walten versteht. Im Hause des Fabrikherrn ist er ebenso daheim gewesen, wie im kleinsten Mansardenstübchen des Arbeiters. Sein Herz galt und gilt jedermann im Volk, und ihn liebten alle, hoch und niedrig, arm und reich. Wenn er durch die Straßen Cranzahls ging, hingen alle Blicke voll Aufrichtigkeit an ihm, raunte man es sich immer wieder zu: Das ist unser lieber Pfarrer! Zu einem Ehren-



titel war dies Wort geworden im Laufe der Jahre. Und in der Tat: man muß es mit erlebt haben, mit welcher väterlicher Güte, mit welcher Herzzinnigkeit dieser Mann an jedem Gliede seiner Gemeinde gehangen hat; wie er nicht viel Worte machte, wenn es zu helfen galt, sondern praktisch u. schnell eingriff, und so tiefgehende Worte dann wieder doch zu finden wußte, wenn er den Trost des Höchsten, seinen Segen, seine Liebe zu künden hatte. Und wer jemals im Hause dieses Mannes aus- und einzugehen die Freude hatte, ihn auch dort mit den Seinen in seiner herzerfrischenden Natürlichkeit und Schlichtheit kennen lernte, der wird dem beistimmen, daß dort ein Mensch u. Pfarrer wohnte, wie man sich ihn nur wünschen kann. So hat sich Pfarrer Krug ein Denkmal im Herzen der Cranzahler errichtet, das immer bleiben wird. Und darum wußte man auch in Zwönitz, was man tat, als man ihn zum neuen Geistlichen erkor. — Wie die „D. Z.“ aufrichtigen Anteil nahm am Fortgang dieses Geistlichen aus Cranzahl, so entbietet sie ihm, dem neuen Pfarrer von Zwönitz, ein „Herzliches Glückauf“ zu jenem schönen segensreichen Wirken der Männer der Kirchenkanzeln, wie es einem Pfarrer Krug so angeboren und angelegen ist.



Illustrierte Wochenbeilage der „Obererzgebirgischen Zeitung“

Nr. 31. — Sonntag, den 27. Juli 1930.

Bilder aus aller Welt.



So jubelte das Rheinland
dem Reichspräsidenten entgegen.
Ob in der Pfalz, in Hessen oder im
Rheinland, überall bot sich in die-
sen Tagen das gleiche, imposante
Bild. Wo der Reichspräsident auf
seiner Rundfahrt hinkam, sammel-
ten sich die Zehntausende auf den
Straßen, um dem ehrwürdigen
Reichsoberhaupt zuzujubeln. Man
darf es als die größte nationale
Erhebung bezeichnen, die das
Rheinland in den letzten Jahren er-
lebt hat. Unser Bild zeigt die be-
geisterte Menschenmenge in den
Straßen von Speyer.



Brüning in den Fußtapfen Hoovers.
250 Shakehands mit Mitgliedern
der Steubengesellschaft.

Für die zur Zeit in Deutschland
weilenden Mitglieder der deutsch-
amerikanischen Steubengesellschaft
veranstaltete Reichskanzler Brüning
im Garten des Reichskanzlerhauses
einen Tee-Empfang, an dem Reichs-
minister Dr. Wirth, Staatssekretär
v. Bülow, Mitglieder der ameri-
kanischen Botschaft, die Vereinigung
Karl Schurz, Mitglieder des Ame-
rika-Instituts, des V.D.A., der Fa-
milie v. Steuben und Vertreter der
amerikanischen Presse teilnahmen.
Der Reichskanzler hatte die wenig
beneidenswerte Aufgabe, den Gäs-
ten aus dem Lande jenseits des
großen Teiches, die, wie auf un-
serem Bilde zu sehen ist, förmlich „Schlange“ standen, die Hand zu schütteln. Das Bild erinnert an den amerikanischen Ver-
fassungstag, an dem bekanntlich der Präsident ebenfalls allen Besuchern, die hier allerdings nach Tausenden zählen, die Hand
reichen muß.



Leben, Taten und Ende Karl Stülpner's.

Wahre Geschichte aus verflossener Zeit nach authentischen Quellen erzählt von E. d. Milan.

(27. Fortsetzung.)

Dem ersten Brief legte er die 20 Dukaten, die er als Preis für die besten Schüsse gewonnen, bei. Das war für die an die einfachste Nahrungsweise gewöhnte alte Frau ein Kapital, welches ihr mindestens ein ganzes langes Jahr hindurch ein vollkommen sorgenloses Dasein bereitere, um weitere Unterstützung für sie glaubte er bei seinem Gehalt von 300 Gulden nicht in Kummer sein zu dürfen. Welche Freude für ihn, der alten Mutter von seinem unerhofften Glücke schreiben zu können! Und Marien schrieb er mit voller Seele. Er gestand ihr, daß seine Neigung zur schönen Ingrin zwar keine solche tief begründete sei, wie die, welche er zu ihr in seinem Herzen getragen, aber er hoffe durch die guten Eigenschaften, welche Ingrin besäße, doch glücklich mit ihr zu werden.

„Dich zu vergessen, Marie, Dich nicht mehr zu lieben, ist mir unmöglich,“ sagte er in seinen Zeilen an sie. „... zwischen uns waltet eine Neigung wie zwischen Kinderherzen, die mich, das wilde, widerspenstige Gemüt, zähmte und heiligte und nur mit meinem letzten Lebenshauche erlöschen wird. Was sage ich da? Eine solche Neigung geht mit uns übers Grab hinaus, denn das Schöne kann nicht im Tode untergehen, es überdauert die Zeitlichkeit. Waren wir nicht Kinder, als wir uns zu lieben begannen? Ja, wir waren Kinder, und diese kindliche Liebe zu Dir ist mein Palladium in der Fremde unter Fremden geblieben. Hier beten sie zur heiligen Mutter, wie in allen katholischen Ländern; hieß sie nicht Marie, wie Du? — wenn sie rufen: „Heilige Maria, bitte für uns!“ denke ich an Dich, und die Stimme in meinem Herzen ruft: „Marie, denke zuweilen an mich!“

Kolosch hielt Wort, er legte Stülpner kein Hindernis in den Weg, mit Ingrin umzugehen, und im ganzen Schlosse war's bald ruchbar, daß des Herrn Grafen Leibjäger das schöne Mädchen heirate. Was die Leute davon dachten, oder wie sie in ihrer gemeinen, haßlüchtigen Weise darüber sich aussprachen, blieb Stülpner gleich. Sein Umgang mit der schönen Ingrin beschäftigte ihn zu sehr und ließ ihn nur so obenhin bemerken, daß sie gerade noch wie früher den dummen Haß gegen ihn im Herzen trugen. Sehr angenehm war ihm die Abreise der Frau Gräfin Miarowitsch. Obwohl sie es flug zu vermeiden wußte, daß er ihr nie begegnete, so lange sie noch hier im Schlosse weilte, so fühlte er sich doch durch ihre Abreise wie von einer Last erleichtert. Auch der Han Istok vermied es, ihm in den Weg zu kommen.

Der einzige, der sich gar nicht dazu verstand, seine Abneigung gegen ihn zu verbergen, war der Schloßkaplan. Stülpner sah es ihm an, wie gründlich der Haß seine Wurzeln in der Brust dieses geistlichen Herrn geschlagen habe; indes war ihm dieser offene Feind viel lieber, als das heuchlerische Schweigen der anderen. Er wußte wenigstens, wie er mit ihm daran war, und hatte bald die Ueberzeugung, daß der Pater im Beichtstuhl auf Ingrin einzuwirken suchte, indem er ihr vorstellte, daß ihre Ehe mit einem Protestant ein Verbrechen sei, das ihr nie werde vergeben werden. Das zog aber bei Ingrin nicht, die Liebe zu Stülpner überwog die Beängstigung, welche der Pater ihr einzufloßen suchte, um sie von ihm zu trennen. Aber eines Tages bemerkte Stülpner, daß das sonst so heitere Mädchen tief vor sich hin sinne und eine sichtbare Niedergeschlagenheit sich desselben bemächtigt habe.

Er fragte sie nach der Ursache dieses Kummers. Lange Zeit wollte Ingrin mit der Sprache nicht heraus, doch endlich gestand sie ihm unter vielen Tränen, daß der Pater ihr die ewige Verdammung angekündigt und ihr im Beichtstuhl die Absolution verweigert habe, bevor sie nicht einen Eid ablege, von der Verbindung mit ihm zurückzutreten.

„Und Du hast den Eid geschworen?“ fragte Stülpner.

„Nein,“ sagte die schöne Ingrin. „... ach, meine Seele ist ja geteilt in Liebe und Furcht. Dich kann ich nicht lassen, und dafür ewig verdammt zu sein — o Gott, es ist schrecklich! Ich schwebe

zwischen Himmel und Hölle, mein Herz zerspringt unter dieser Qual und Angst.“

„Dem Pater sollen tausend Wetter auf die Glaxe fahren, wenn er es noch ferner wagt, Dich mit diesen Popanzgeschichten zu peinigen!“ fuhr Stülpner zornig heraus. „Herr und Gott, ist es denn möglich, daß Menschen, die da Augen haben, Deine Allmacht, Deine Wunderwerke zu schauen, die ihren Mitmenschen von deiner Liebe predigen, ihre Seelen zu Abgründen des unsinnigen Glaubenshasses machen können! Aber Geduld, Herr Pater, wenn ich mit ihm zusammentreffe, wollen wir ein ernstes Wörtchen ohne alle theologische Fixirereien miteinander sprechen. Das soll ihm wenig Freude machen.“

Ingrin hing sich an seinen Hals, sie beschwor ihn, dem Pater um Gotteswillen kein Leid zu tun.

„Ach, was nicht Leid tun!“ brauste Stülpner zornig auf. „... ist er etwa so rücksichtsvoll gegen Dich? Handelt er nicht wie ein Meuchelmörder gegen mich? Ha, das würde dem heiligen Ohrenbläser ein Vergnügen sein, wenn er Dich mir entreißen könnte! Aber ich will nicht selig werden, wenn ich ihm in dem Falle nicht eine blaue Bohne durch das heuchlerische Herz schösse, an der er für ewige Zeit genug haben sollte!“

Stülpner war, wie alle Menschen, die sich stark und kräftig fühlen und von keiner Verzärtelung wissen, heftig, aufbrausend. Ingrin hatte viel zu tun, ehe sie ihn dahin brachte, daß er ihr versprach, sich jeder zornigen Aeußerung gegen den Schloßkaplan zu enthalten.

„Nun, mag's sein,“ gab er dann zu. „... aber versprich mir dagegen, dem Pater ohne alle Scheu zu sagen, daß er mich nicht durch seine fortgesetzten Ohrenbläserien in Zorn bringe. Wenn er vernünftig ist, will ich es auch sein, sonst soll ihm der Satan das Licht halten, ich spaße nicht lange.“

Stülpner war indes so sehr vom Aerger über den Schloßkaplan angeregt, daß der Graf ihm diese Stimmung anmerkte und ihn fragte, was ihm sei? Gewöhnt an offenes, ehrliches Wesen, sagte ihm Stülpner die Ursache seines Zornes.

„Diese Pfaffen haben den Satan in sich,“ stimmte der Graf bei. „... aber es ist nichts gegen sie anzufangen, sie sind leider allen vernünftigen Menschen über den Kopf gewachsen, und das Volk hängt mit Seel' und Leib an ihnen. Ihre Aussprüche werden wie Orakelsprüche heilig gehalten und der dümmste Pferdehirt glaubt steif und fest, daß der Pfaffe es machen kann, daß er von hier aus geradezu in den Himmel fährt. Nun, lasse Er sich für jetzt darüber kein graues Haar wachsen, Stülpner, ich werde die Sache vermitteln, mit dem hochwürdigen Abt von Tihany entweder persönlich oder brieflich sprechen, der soll dem Pater den Kopf zurecht setzen. Enthalte Er sich aber aller Feindseligkeit, Stülpner, gegen den Kaplan. Er weiß vielleicht noch nicht, was das in einem katholischen Lande zu bedeuten hat. Hier ist es nicht so leicht, gegen die geistlichen Behörden Recht zu gewinnen, selbst wenn man es noch so fest in den Händen zu haben vermeint. Da gibt's eine Menge Winkelzüge, die den besten Mann zum Schuldigen machen. Der hochwürdige Abt von Tihany ist ein aufgeklärter Geistlicher und soll dem Kaplan seine Hezerei vorhalten. Ich hoffe, das wird wirksam sein.“

Stülpner beruhigte sich also, da der Graf diesen unangenehmen Handel vermitteln wollte. Er sagte das der schönen Ingrin, der dadurch eine Bergeslast von der Brust fiel. Am nächsten Morgen kam jedoch Besuch ins Schloß, und der Graf wurde somit abgehalten, nach der gleichfalls am Plattensee gelegenen Abtei Tihany zu reiten, wohin Stülpner ihn begleiten sollte. Daher bekam der Schloßvogt Kolosch den Auftrag, einen der gräßlichen Diener zu Pferde mit einem in dieser Angelegenheit an den Abt geschriebenen Briefe des Grafen zu senden, was auch sogleich geschah.

Der Besuch bei dem Grafen bestand aus einem alten, frankten Herrn und zwei Damen; der erstere wollte in dem benachbarten und berühmten Badeorte Füred die Kur gebrauchen, und seine Gemahlin und seine Schwester folgten ihm dahin. Sie blieben nur für zwei Tage hier. Das Diner am zweiten Tage war vorüber, die Herrschaften vergnügten sich am Billardspielen, da der alte Herr keine größeren Anstrengungen wagen durfte. Stülpner warf die Büchse über, um in den Forst hinauszureiten.

Auf dem Wege dahin gab's für ihn einen Aufenthalt. Des Schmieds Tochter machte Hochzeit, und da ging's lustig her. Im Obergeschloß klangen die Geigen und Flöten herzhafte zum Tanze der jungen Leute; in der geräumigen Unterstube saßen die Väter und Mutter bei vollbesetzten Tischen. Vor dem Hause trieben sich alt und jung, die nicht zu den Eingeladenen gehörten, durcheinander, denn bei so festlicher Gelegenheit gab's eine Speisenausstellung; und dergleichen versäumte niemand, besonders da man wußte, daß der alte Schmied Geld hatte und es daher gewiß nicht an turos metôt, oder „Nudeln mit Topfen“ (ein ungarisches Hauptgericht, Nudeln mit gekäster Milch), fehlen lassen würde. Wagen und Pferde standen vor dem Hause, und der alte Schmied, welcher zufällig Nachschau gehalten, ob es den Leuten, den Kutschern nämlich, und den Pferden an Speise und Futter nicht mangle, denn dergleichen Mangel würde ein ungarischer Hochzeitvater für eine Verunehrung seines Namens betrachten, erblickte kaum den Leibjäger des Grafen, als er ihn mit einigen geradebrechten deutschen Worten einlud, ins Hochzeitshaus zu treten.

Stülpner fühlte sich bewogen, der Einladung zu folgen, um nicht etwa durch Ablehnen derselben den Leuten die Meinung beizubringen, er verachte sie. Nachdem er einem Burschen sein Pferd übergeben, folgte er dem Hochzeitvater, der ihn ins Obergeschloß hinausführte, daß er Braut und Bräutigam sehen solle. Stülpner bereute nicht, der Einladung gefolgt zu sein. Hier sah er die Tanzenden, obwohl dieselben keineswegs zu den vornehmen Ständen gehörten, in einer sehr kleidsamen Nationalkleidung, die aus foglenden Stücken bestand:

In — was die Männer betraf — sehr engen bis zum Fußknöchel herab überaus knapp anliegenden Hosen, darüber kurze Halbstiefel, durchaus mit Sporen. Ueber den weißen Hemden trugen sie eine enge, buntfarbige Weste und darüber hing lose um die Schultern ein zierlicher Dolman, ebenso wie die Weste mit dichten Reihen großer silberner Knöpfe besetzt. Der Dolman war bei allen vorn mit einer langen, über der Brust herabfallenden silbernen Kette befestigt, und auf dem Kopfe trugen sie den ungarischen schiefaufliegenden Kalpak. Lustig schwirrten den jungen Männern die nach ungarischer Sitte von den Ohren auf die Wangen herabfallenden langen Locken um die Gesichter, und mit dem taktmäßigen Sporengeklirr mischte sich das Geklimper der Silberkettchen, die alle, Tänzer und Tänzerinnen, an sich trugen.

Die Mädchen in ihren kurzen Röcken, gestickten Strümpfen und zierlichen Halbstiefeln, den mit Silberkettchen und Knöpfen übersäten Miedern und den farbig eingefassten blendend weißen bauschigen Hemdärmeln, die Haare in langen, mit bunten Bändern durchflochtenen Zöpfen und dem ebenfalls schief aufgesetzten Kalpak, glühend vom Tanze, mit lustflammenden Augen, waren würdige Seitenstücke ihrer schmucken Tänzer.

Spiegelte die Musik einmal einen deutschen Tanz, brüllten alle: „Magnar! Magnar!“ (sprich Mäjar), und ließen nicht nach, bis die fünf Musikanten einen Magnar, d. h. einen ihrer Nationaltänze, aufspielten, die darin bestehen, daß sich, wo sie irgend einen Raum finden, die Paare einzeln einander gegenüberstellen und sich, jedes Paar für sich, hin- und herbewegen. Der Herr ergreift zuweilen seine Dame, schwenkt sie und dreht sich um sie herum. Die Melodien der ungarischen Tänze sind kräftig, haben aber der Molltöne wegen, in denen sie bestehen, einen melancholischen Ausdruck.

Der Hochzeitvater, sehr erfreut, daß Stülpner an der hier herrschenden Lust Wohlgefallen bezeugte, lud ihn zu einem Gericht (ungarisches Sonn- und Festtagsgericht) „Töltett Kaposzta“ (gefülltes Sauerkraut), hinunter in die Gaststube zu kommen, wo die Vornehmen und Alten die Hochzeit feierten. Stülpner hatte keinen Grund, dies abzuschlagen, und folgte dem vergnügten Papa.

Aber wie so oft der Mensch nicht ahnt, daß die nächste Minute von größtem Einflusse für sein ganzes Lebensgeschick sein werde, so trat auch Stülpner, indem er den Fuß über die Schwelle dieses von älteren Hochzeitsgästen überfüllten Raumes setzte, seinem ungeahnten Gesichte entgegen. In der Mitte des Gemaches hatten der Schloßkaplan, der Schloßvogt Kolosch und der Oberförster Han Istok nebst seinem Bruder, dem Kammerdiener des Grafen, um einen Tisch, auf dem Speisen und gefüllte Weingläser standen, Platz genommen.

Der Wein hatte die Leute, obwohl sie an dies Getränk von Jugend auf gewöhnt sind, außerordentlich lebhaft gemacht, man lachte, jubelte, trank sich tapfer zu, und manche Eljen's (Webhochs) wurden zu Tage gefördert.

Plötzlich wechselte dies bunte, lustige Leben mit einer tiefen Stille. Der Schloßkaplan hatte sich erhoben und rief einige gewichtige Kerem! Kerem! (hört! hört!) über die sehr laute Versammlung hin. Was er auf ungarisch zu ihr sagte, verstand Stülpner nicht, aber daß er der Gegenstand der Rede des Paters sei, wurde ihm klar, da aller Blicke sich auf ihn richteten. Der Hochzeitvater, der neben ihm stand, zupfte ihn am Arme.

„Was soll's?“ fragte Stülpner angeregt.

„Kommt hinaus, draußen essen Ihr Töltett Kaposzta, nighier . . . o schlimm sein für Euch . . . draußen besser,“ wisperte der alte Mann ihm ängstlich zu.

„Zum Teufel, bin ich ein Hund, daß Ihr mir einen Freßnapf in den Hausflur setzen wollt?“ rief der vorige.

Und wieder redete der Vater einiges in ungarischer Sprache, worauf sogleich die ganze weintrunkene Gesellschaft sich erhob und in ein lärmendes Durcheinander ausbrach. Mehrere drängten sich sogar an Stülpner heran und schrien auf ihn, ihm die Tür weisend, ein.

„Ach, so ist's gemeint?“ entgegnete Stülpner . . . „mir hat's gegolten, was dieser heilige mit der Satanszunge Euch Dummköpfen gesagt hat?“

Im Nu riß er den Hirschfänger aus der Scheide, und die blanke Waffe im Verein mit der sehr ernststen, drohenden Miene des Besitzers machte die Schreier von ihm zurückweichen. Der Zorn, sich durch den fanatischen Haß des Geistlichen zum Gegenstand einer so feindseligen Demonstration gemacht zu sehen, schwellte die Stirnader Stülpners zu einem blutroten Striemen auf. Er zitterte vor Wut, und sich mit dem Hirschfänger Bahn brechend zu dem Tische, wo der Vater saß, trat er an denselben heran, faßte ihn bei der Brust und schüttelte ihn derb. Der Hochwürdige stieß ein Hilfsgeschrei aus und Stülpner sah sich von allen Anwesenden umringt. Er erkannte die Gefahr, in der er sich befand, denn so sehr er auch auf seine Kraft vertrauen konnte, so würde er doch unter dem Andrang sämtlicher und noch oben-dreiß vom Weingenuß und aufgeregten Glaubenshaß zu allem fähigen Gästen den kürzeren gezogen haben. Mit einem derben Stoß schleuderte er den noch von seiner markigen Faust fest an der Brust gehaltenen Vater zurück in den Sessel, so daß dieser mit dem Anfliegenden überschlagen wäre, hätten nicht andere mit den Lehnen gegen ihn stehende Schemel ihn vom Umsturz zurückgehalten.

„Verdammt sei deine Zunge, giftgeschwollene Natter!“ schrie Stülpner . . . „hüte Dich, daß wir nicht zu einer anderen Stunde uns begegnen, ich könnte leicht vergessen, daß eine Kugel für Dich zu gut sei, der Du nicht ein Versöhnung predigender Priester Gottes, sondern ein Haß austreuender Baalspfaffe bist. Kolosch, Ihr seid mein Zeuge, und auch Ihr, Han Istok mit Eurem Bruder, — obwohl Ihr beide meine Feinde seid und mir im Herzen eher den Tod als das Leben wünschet —, daß dieser Unke von Pfaffen es an mich gebracht hat. Wollt Ihr nicht schlechte Männer und Schurken durch und durch sein, müßt Ihr mir es vor dem Herrn Grafen bezeugen, wie's dieser“ . . . auf den Vater deutend . . . „hier getrieben, um den Haß dieser Dummköpfe gegen mich zu entflammen. Aber hüte Dich, Du falscher Götzendiener von Ninive, daß wir nicht in einer schlimmen Stunde an einander geraten . . . hüte Dich vor mir. Du könntest von einem Lutherischen einen Segen empfangen, der Dir nicht gefiele!“

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus aller Welt.

Verordnung

des Reichspräsidenten über die Auflösung des Reichstags
vom 18. Juli 1930.

Nachdem der Reichstag heute beschlossen hat, zu verlangen, dass meine auf Grund des Artikel 48 der Reichsverfassung erlassene Verordnung vom 16. Juli über ~~Deckungs-~~ ~~maßnahmen für den Reichshaushalt 1930~~ ausser Kraft gesetzt ~~wird~~ löse ich auf Grund Artikel 25 der Reichsverfassung den Reichstag auf.

Berlin, den 18. Juli 1930.

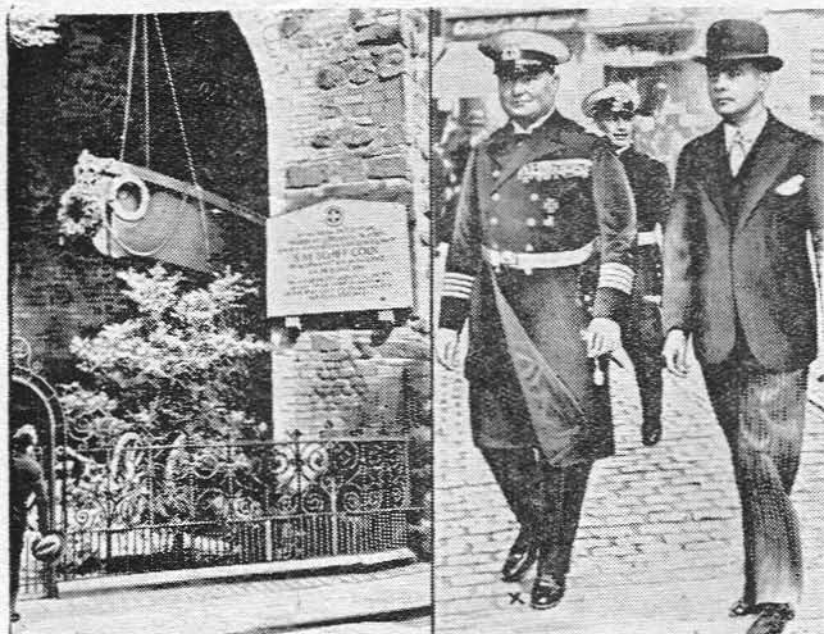
Der Reichspräsident

von Hindenburg

Der Reichskanzler

H. Brüning

Das schicksalsschwere Dokument.



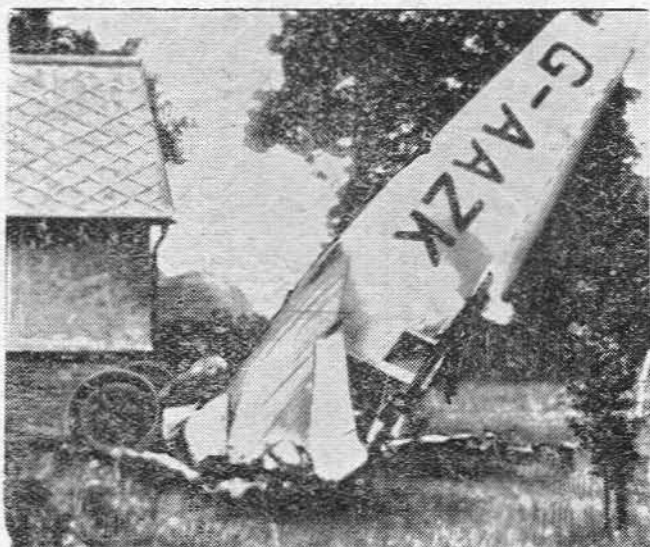
Die blauen Jungens von der „Köln“ besuchen ihre Vaterstadt.

Ein schicksalsschweres Dokument.

Das Dekret, durch welches der Reichstag aufgelöst wurde. Man beachte die zahlreichen Verbesserungen, die an den wenigen Zeilen vorgenommen wurden. Unwillkürlich gewinnt man den Eindruck, als ob die Abfassung dieses Dokuments durchaus nicht leicht gefallen sei.

Bildtelegramm des Flugzeugunglücks in England.

In der Grafschaft Kent in der Nähe von Gravesend stürzte, wie gemeldet, ein englisches Verkehrsflugzeug ab, dessen sechs Insassen, zwei Mann Besatzung und vier Passagiere sämtlich getötet wurden. Das Flugzeug, das von dem Obersten Henderson geführt wurde, ist eine Junkersmaschine, die von einer englischen Pri-



vatengesellschaft gekauft worden war und zum Passagierverkehr mit Frankreich benutzt wurde. Die vier ums Leben gekommenen Fluggäste gehören zu den bekanntesten englischen Adelsfamilien. Als die Ursache der Katastrophe wird das schlechte Wetter angesehen. Unser Bild zeigt die Trümmer der Unglücksmaschine.

Die blauen Jungens von der „Köln“ besuchen ihre Vaterstadt.

Zum erstenmal seit dem Kriege hat Köln jetzt eine Abordnung seines neuen Patenschiffes, des im Vorjahre in Dienst gestellten Kreuzers „Köln“ erhalten. Der Kommandant, Fregattenkapitän v. Schröder, besuchte mit seinen Begleitern die Behörden und legte an dem Ueberbleibsel des alten Kreuzers „Köln“, einem Rutter des gesunkenen Schiffes, der in einem Torbogen aufgehängt ist, einen Kranz nieder. Die alte „Köln“ war bekanntlich nach heftiger Gegenwehr in einem Gefecht mit englischer Uebermacht am 28. August 1914 mit wehender Flagge untergegangen. Unser Bild zeigt rechts Fregattenkapitän v. Schröder (X) auf einem Wege durch die Stadt, links das letzte Ueberbleibsel der alten „Köln“, den in einem Torbogen aufgehängten Rutter.